



Im Duckdalben (von links unten im Uhrzeigersinn): Diakon Jan Oltmanns, philippinische Seeleute im Hafen liegt, Blick in den multireligiösen Andachtsraum, Rettungsringe sind ein Mitbringsel der

im Club, ein Seemann hält per Laptop Verbindung in die Heimat, ein Seemann zeigt, wo sein Schiff Besucher, Hebebühnen für Container



Die Maschine muss laufen

Nur ein paar Stunden waren Marvic Farabier (rechts im Bild) und Mark Dennis m. Aquino im Duckdalben, dann mussten sie wieder an Bord des Kohlefrachters Robert Oldendorff. Die Arbeit sei schon hart, sagen die beiden Filipinos, 20-Stunden-Schichten keine Seltenheit. Schweißen, Reinigen, Reparieren, dafür sorgen, dass die Maschinen immer laufen, das sind die Aufgaben der beiden Filipinos. Als sie in Hamburg ankommen, haben sie schon zwei Monate an Bord hinter sich – Farabier ist seit fünf Jahren Seemann, Aquino seit drei Jahren. Ihr Ziel ist es, durch die Arbeit genug Geld zusammenzubekommen, um irgendwann eine eigene Familie zu gründen und ein Geschäft auf den Philippinen zu eröffnen – was für eines, wissen sie noch nicht. Viele Seeleute haben diesen Traum, weiß Diakon Jan Oltmanns. Doch längst nicht alle schafften es. Die Bezahlung sei zwar für die Verhältnisse der Herkunftsländer meist gut, aber die Familien stellten oft Ansprüche, und es gelinge auch nicht jedem, das Geld beisammenzuhalten. Im Duckdalben haben die beiden Souvenirs eingekauft: Tassen, Schlüsselringe, Kühlschrankmagnete – so reist die Wappentier-Ente aus Hamburg auf vielen Schiffen um die ganze Welt. Umgekehrt lassen die Seeleute oft Andenken im Club, darunter 100 Rettungsringe. Farabier und Aquino sind unterdessen längst wieder unterwegs – zwei Tage nach ihrem Stopp in Hamburg ist die Robert Oldendorff irgendwo vor der dänischen Nordspitze. ● *Olaf Dellit*



Alle Fotos: medio.tv/Dellit

Oase mitten im Hafentrubel:

Die Seemannsmission in Hamburg ist beliebter Anlaufpunkt

Stille. Plötzlich Stille inmitten dieses riesigen Hafengeländes, wo es immer dröhnt und scheppert und rattert, wo Container von riesigen Hebebrücken verladen werden, wo sich ein Lastwagen am anderen durch dreispurige Straßen quält und Züge vorbeidonnern. Stille auf einigen Quadratmetern in den Räumen der Hamburger Seemannsmission.

Der Raum der Stille ist ein Andachtsraum, in dem auf wenigen Quadratmetern die Gläubigen vieler Religionen ihre Nische haben: Taoisten, Sikhs, Hindus, Naturreligiöse, Buddhisten, Juden, Christen und Muslime. „Wenn Gott allmächtig ist, und daran glaube ich, und es verschiedene Religionen gibt, dann muss das einen Sinn haben“, sagt Jan Oltmanns. Der Diakon ist einer der Hausherren und Urgestein des Hamburger Seemannsheim Duckdalben.

Nicht nur wegen der fast völligen Stille wirkt der Seemannsclub wie eine Oase im Trubel des drittgrößten Hafens in Europa. Das neben den gigantischen Kränen winzig wirkende Haus ist vor allem für täglich mehr als 100 Seeleute ein Ort der Ruhe, der Freizeit und vor allem des Kontakts in die Heimat.

Denn das ist vielleicht das wichtigste Angebot für die Männer (Frauen sind auf

See eine kleine Minderheit): Sie können günstig in die Heimat telefonieren oder – noch besser – das kostenlose W-Lan benutzen. So sieht man in vielen Ecken die Männer sitzen, ihr Handy in der Hand oder den Laptop vor sich, im Gespräch mit Frau, Kindern oder Geschwistern in der Heimat. In sehr vielen Fällen heißt die Heimat Philippinen – mehr als ein Drittel der fast eine Million Seeleute, die seit der Gründung 1986 den Club besucht haben, stammen von dort.

„Die Seefahrt hat mit Romantik nie etwas zu tun gehabt.“

Im Duckdalben – der Begriff bezeichnet eigentlich in den Hafenboden eingerammte Pfähle zum Vertauen von Schiffen oder als Markierung – finden die Seemänner Ruhe, Spielmöglichkeiten, zu essen und zu trinken (besonders beliebt sind Pferdwurst und Bier), aber auch Rat und Hilfe durch die Haupt- und Ehrenamtlichen der Seemannsmission.

Jan Oltmanns erzählt von einem aktuellen Fall. „Ich kann nicht mehr“, hatte ihm ein Seemann am Morgen gesagt.

Seemannsclub Duckdalben

für fast eine Million Seeleute seit der Eröffnung 1986

Der Mann sei elf Monate an Bord gewesen, der Vertrag habe aber nur für neun Monate gegolten – seine Kräfte reichten nicht mehr. Der Reeder habe ihn am Telefon glatt angelogen, erzählt Oltmanns entrüstet, und behauptet, der Seemann habe selbst um Verlängerung gebeten. Oltmanns brachte den Mann zum Arzt, der ihm die Arbeitsunfähigkeit bescheinigte. Das bedeute, dass die Reederei ihm nun den Heimflug bezahlen müsse.

Das Leben an Bord ist hart. Wer Bilder im Kopf hat, wie der Seemann nachts auf den Ozean blickt und seine Klampfe herausholt, weiß nichts von der Realität. „Die Seefahrt hat mit Romantik nie etwas zu tun gehabt“, sagt Oltmanns, „aber es gibt Menschen, die gerne auf See arbeiten.“

Die Schattenseiten der Seefahrt – 80 Prozent aller Produkte des Alltags werden übrigens per Schiff transportiert – kennt auch Werner Tantzsch, Ehrenamtlicher im Duckdalben. Er besucht regelmäßig Seeleute, die in Hamburg ins Krankenhaus müssen, und hilft ihnen dort. Er klärt mit dem Personal, was der Patient essen kann – oder auch nicht („Mit Schwarzbrot und Kartoffeln können Sie einen Inder nicht glücklich machen“) – und sorgt dafür, dass die Wäsche gewaschen wird.

Und Tantzsch hat immer ein paar Kartenspiele dabei, um den Seeleuten Tricks beizubringen, das hilft gegen die Langeweile. Wenn ihn dann ein Kellner auf einem Kreuzfahrtschiff, den er nach zwei Jahren wiedersieht, umarmt, dann ist das Lohn für die Mühe.

Dignity – Würde, das ist das Schlüsselwort im Seemannsheim. An Bord, erzählen Tantzsch und Oltmanns, werden die Männer mit ihrem Rang, mit ihrer Funktion, angesprochen – als Oiler („Öler“), Erster Offizier oder Master. Im Club sind die Männer wieder Individuen mit einem Namen, mit ihrem Namen. Es rühre sie oft zu Tränen, wenn sie so angesprochen werden.

Den ganzen Tag über flitzen die Kleinbusse des Clubs durch das Hafengebiet und holen die Crews an den Schiffen ab oder bringen sie zurück, anders würden sie es in den oft wenigen Stunden im Hafen gar nicht zum Duckdalben schaffen. „VIP-Shuttle“ steht auf den Bussen – und das sind sie, die auf See vor allem Arbeitskräfte ohne Namen sind, hier wirklich für ein paar Stunden: very important persons – sehr wichtige Menschen. ●

Olaf Dellit

www.duckdalben.de

www.dsm-hamburg.de